

doch wieder mit einer Notlage vor das Publikum treten, wie Gaarhaus sich ausdrückte; da war es schon gleichgültig, ob man noch ein Stündchen länger im Erlensbruch verbliebe. Die Parteien hatten sich getrennt. Gaarhaus und Frau von Seesen unterhielten sich im ersten Zimmer, und Max sprach mit seiner Gattin im Nebenzimmer. Seine Zukunftspläne. Es war wie ein schmeichelndes Uebereinkommen. Man wollte sich gegenseitig nicht föhren.

Aber aus dem „Stündchen“ wurden zwei Stunden und drei. Es regnete weiter, nicht mehr in so mächtig rauschenden Fluten wie vordem, sondern ein wenig linder, dafür aber gleichmäßiger. Ein schlafloser Bandgen, den die Weisen brauchen, konnte sich entwickeln.

Max wurde unruhig. Es war eine Unmöglichkeit, bei diesem Wetter zu Fuß nach Hohen-Kraaz zurückzutreten. Die Bahndämme mußten sich in Mähe verwandelt haben; der Moosboden in der Fortung mußte zu Sumpf und Morast geworden sein. Man sah im Erlensbruch gleichgültig in der Verbannung — wie auf einer einsamen Insel im Meer. Die Sprendelbier war die einzige Beheizung im Hause, versorgte nicht nur das Kind, sondern kostete auch und säuberte die Zimmer oder half wenigstens bei all dem; denn Eise rührte selbst tätig die aus Stiefel gewaschenen Hände. Einen Boten hatte man also nicht, den man nach einem Wagen ausschicken konnte.

Schließlich kam Frau von Seesen auf den Gedanken, sich mit Waids zu drapieren, um wenigstens einigermaßen gegen das Raß der Natur geschützt zu sein, und nach Langenpühl zu reiten, um von dort aus einen Wagen für die Eingekerkerten im Erlensbruch zu senden. Aber Gaarhaus wie Max wehrten sich energisch gegen diesen Vorschlag; beide hätten gern selbst den Ritt unternommen, um sich aus der unbehaglichen Situation zu befreien, wenn sie sich um Damenstall sicher gefühlt haben würden.

So blieb man denn und hoffte noch immer. Von Zeit zu Zeit ging einer der Herren an das Fenster und schaute hinaus. Es regnete unverbessert weiter. Der Nachmittag verrann, und die allgemeine Unruhe wuchs. In Hohen-Kraaz mußte man bereits ängstlich geworden sein. . . .

Max särmte wie ein gelangener Löwe im Zimmer auf und ab.

„Das geht nicht so weiter,“ sagte er; „ich muß es trotz des Damenstalls versuchen, nach Langenpühl zu reiten. Ich werde mit eine Decke unterlegen. Ist Ihr Gaul wenigstens ein gutmütiges Tier, Frau Maria?“

„Weider nein, lieber Erling. Ich fürchte, Sie werden auf ihm überhaupt nicht von der Stelle kommen.“

Max schaute und hat denn um Entschuldigung seiner Angehörigen halber. Es war wirklich zum Verzweifeln. Draußen regnete es weiter; ein leises, beständiges Rauschen, ein sanft einwirkendes Wiegeln.

„Hörst?“ . . . Gaarhaus, der in der Sofaecke eine Gitarre rauchte, fuhr plötzlich empor. „Donnerke das nicht wieder?“

„Rein! . . . Das ist ein Wagen! . . . Wahrscheinlich ein Wagen.“

„Sollte man in Langenpühl auf eine unerwartet vernünftige Idee gekommen sein,“ bemerkte Frau von Seesen topfschallend. „Jetzt stand wieder alles am Fenster.“

„Ein geschlossener Wagen.“

„Zwei Fische davor.“

„Gaarhaus — hochapartment!“

„Was ist denn los?“

„Das ist die Kalesche von Hohen-Kraaz!“

„Aus Hohen-Kraaz? . . . Versehen wir uns! . . . In den Keller! . . . Vorwärts, vorwärts, Max! . . . Wo ist der Keller?“ — Gnädige Frau, wo geht's nach dem Keller?“

Der große Kritarensche, der hundert Gefahren die Stirn geboten hatte, packte Max am Arm und zog ihn mit sich. Er war völlig topflos geworden. Frau von Seesen ermahnte zur Ruhe.

„Erf sehen, wer aussteigt,“ sagte sie. „Kommt es jetzt schon zur Explosion, dann hilft es auch nichts. Betrachten Sie es als eine Fügung des Himmels! . . . Hierher, Max! Wer steigt da aus?“ . . . Ein Herr!“

Der Kandidat Freese! Der schadet uns nichts; er ist eingeweiht. Aber er bewegt sich noch einmal zurück in den Regen — es müssen noch mehr drinnen sein. . . . Jetzt kommt er her —

Durch den Regen sah man Freese mit hochgeschlagenem Rocktragen dem Hause zuellen. Er wollte die Füßen und Knieelände vermeiden und hülfte hierhin und dort, trat auch einmal feil, so daß das Wasser emporspritzte, und lebte

schließlich mit fähigem Sprunge über den kleinen See, der sich dicht vor der Haustür gebildet hatte.

Als er nach begehobenen Anstößen in das Zimmer trat und den Hut abnahm, trotzte der ganze Mensch, Max fürzte ihm entgegen und begann ihn auszufragen, wollte ihm dabei freundlich auf die Schulter klopfen, unterließ aber rasch seine Wohlwollensbezeugungen; denn wo er blinkte, war es naß.

„Gott sei Dank, Herr Baron,“ sagte Freese nach süchtigen Umhüll im Zimmer, „sonst wäre ja alles gut. In Hohen-Kraaz war man in Sorge um die Herren. Die Frau Baronin vermutete, Sie würden sich vor dem Untertier nach Langenpühl geschickt haben — und da haben mich der Herr Baron mit der geschlossenen Kalesche nachgeschickt. Aber ich bin nicht allein, geseht Sie, und als wie in Langenpühl ankamen, stellte es sich heraus, daß niemand da war. . . . Der Kandidat schaute sich fürbar; er war sehr außer Atem. Zudem genierten ihn die bereitwilligen nasen Tropfen, die von der Stirn herab über seine Nase perlen. Aber Max drängte zum Weitererzählen.

„Wie sind Sie hierher gekommen, lieber Herr Freese — ausgespült gerade hierher? — Sie wussten ja doch —“

„Ich wußte alles, Herr Baron — aber ich konnte mir nicht helfen. Einer der Diener in Langenpühl sagte, die gnädige Frau von Seesen ritten jetzt über nach dem Erlensbruch, und ein Knecht, der in der Wald nach Holz gefahren war, wollte auch die Herren am Vormittag in der Nähe des Erlensbruchs gesehen haben — und da ließen die jungen Damen denn nicht locker —“

„Welche junge Damen?“

„Fräulein Benedikte und Miß Milton.“

„Caprioli — die Stefen beide noch im Wagen?“

„Alle beide, Herr Baron! Aber ich müßte die Gefahr und habe sie gebeten, im Wagen zu bleiben, bis ich mich orientiert hätte —“

„Freese, Sie sind ein Frachtmensch! . . . Max wollte den Kandidaten umarmen, doch er war ihm zu feucht. „Ein Frachtmensch! Nun gehen Sie zum Wagen zurück und sagen Sie den Vätern, wir hätten hier Unterhüßel gesucht und kämen gleich —“

Aber das Wort erkoch ihm im Munde. Die Tür öffnete sich, und Benedikte und Miß sprangen mit gebobenen Köpfchen, taufend Wasserpräherschen um sich werfend, lachend und singend in das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Maximilian Schmidt †.

Ein Kind des bayerischen Waldes ist Maximilian Schmidt gewesen, dem der Ehrentitel eines „Dichters des bayerischen Waldes“, den er sich bereits in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit dem in lebenskräftigen Farben gehaltenen „Volkserzählungen aus dem Bärenwald“ erworben hatte, sein ganzes Leben lang geblieben ist, ebenso wie der sein literarisches Lebenswerk kennzeichnende Name „Waldschmid“, dessen Führung ihm auch durch ausdrückliche staatliche Genehmigung zuerkannt worden war.

Der im Alter von 83 Jahren jetzt verstorbene, wüßig erblindete Dichter hatte im Mai 1916 bereits einen lebensgefährlichen Strophenhohnfall erlitten, von dem sich der fünfundsachtzigjährige oder dort seiner unbehaglichen Lebensenergie wieder erholt hatte. Schmidt, der am 25. Februar 1832 zu Eschlfam, einem kleinen Marktflecken im bayerischen Wald in der Nähe von Fürtz, als Sohn eines Zollverwalters geboren wurde, war schon früh, nachdem er sich kurze Zeit als Techniker betätigt hatte, als Freiwilliger in die bayerische Armee eingetreten, in der er bald zum Offizier befördert wurde. Als solcher machte er die Feldzüge von 1866 und 1870 mit, schied aber dann als Hauptmann wegen Krankheit aus dem Dienst und widmete sich ganz der Schriftstellerei. Bereits als Leutnant hatte Maximilian Schmidt einige kleinen Theaterstücke die schon erwähnten „Volkserzählungen aus dem bayerischen Wald“ geschrieben, die seinen Namen rasch bekannt machten.

Neu war in diesen Geschäften vor allem die Verwendung des Dialekts im Gegenatz zu dem in den Dichtergeschichten bisher beliebten Hochdeutsch, das der Darstellung einen Zug von Unnatürlichkeit aufbrachte. Schmidt ließ die Leute reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, weil er erkannt hatte, daß der Dialekt unerlässlich ist, wenn

man den Bauern wahr und echt schildern will. Schmidts Hauptfähigkeit fällt aber in die achtziger Jahre, in denen er in ununterbrochener Folge eine Reihe von vielgelesenen und oft ausgelegten Romanen und Erzählungen erscheinen ließ, die sowohl das Land als auch die Leute seiner bayerischen Gebirgsheimat frisch und humorvoll schildern, und die neben ihrem literarischen Wert auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht nicht geringem Interesse sind. Maximilian Schmidt wandelt hier in den Fußstapfen seines auch im Namen ihm verwandten Vorgängers Hermann von Schmid. Wie dieser verstand auch Waldschmid sich prächtig auf die Darstellung volkstümlicher Bestalten, obwohl seine Erzählungen nicht ganz den großen Ruf der Vorgänger im besten Sinne des Wortes sind, und als solche haben sie nicht nur in der engeren Heimat des Dichters, sondern auch trotz der Dialektschwierigkeiten in Norddeutschland geübliche Würdigung gefunden.

Daß jene Werke selbst an der Waterkarte viele Leser hatten, war der ganz besondere Stolz des verstorbenen Schriftstellers. War er doch selbst ein Freund und Verehrer der Wiederleser, und diese Verehrung bezeugten auch die Bestreuer, die Maximilian Schmidt an den Tag legte, um eine Verbindung ähnlichen Rats und Sals anzubahnen. Diefem elden Zweck galt auch jene Verbindung, die Maximilian Schmidt zwischen dem baltischen Bären „Luisborn“ und dem „Berein der Wägen“ herbeigeführt hat. Seitler haben tatsächlich diese beiden Vereine im engsten Kontakt und halten treu zusammen.

Neben den ungehörigen Romanen, unter denen „Johannesnacht“, die „Miesbacher“, der „Muffant vom Zergensee“, der „Hüdenstier von Mittenwald“ als die bekanntesten genannt seien, hat Maximilian Schmidt auch eine Reihe von Bauernsitten geschrieben, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Repertoire des Münchener Gärtnersplatz-Theaters beherrschten, und von denen das mit Hans Reuert zusammen geschriebene „Im Austragsfieber“ den härtesten Bühnenerfolg hatte.

Aphorismen.

Man kann ein Musterföhler gewesen sein und doch ein brauchbarer Mensch werden.

Der Kräftigste alles Guten ist für die Zeit.

Unser bestliches Leben ist ein lebendiges Sterben.

Es wird nichts so gut als man hofft und nichts so schlimm als man fürchtet.

Immer glücklich ist, wer es versteht, auch über fremdes Glück sich zu freuen.

Wenn stets dich quält, was dir noch fehlt, wird dir zur Last, was du schon hast! Richard Boozmann.

Die Rehrseite der Medaille.

Von Clara Blätgen.

Mit Vergnügung stellen die Zeitungen fest, daß endlich ein Zustrom von Arbeitskräften aus den Großstädten zum flachen Lande stattgefunden hat, daß mit diesen Hilfen das Korn heringebracht wurde, und daß man um die Vergütung der Kartoffel- und Rübenvorräte nun nicht mehr in Sorge zu sein braucht.

Die Beglückten, d. h. die Landente selbst, sehen freilich die Sache mit geringerm Enthusiasmus an. Haben sie doch in den wenigen Wochen schon ihre reichlichen Erfahrungen machen können, die alle mehr oder weniger darauf hinauslaufen, daß manche dieser Helfer viel weniger durch einen eelen Altruismus, durch Arbeitswilligkeit und Hilfsbereitschaft den Weg aus dem Nothstand, sondern daß ihnen dies nur ein willkommenes Feld war, auf dem sich unter geringerer Aufsicht wie in den Großstädten, Maaßgabe jeder Art ausführen lassen. Wer kennt sie nicht, die Zeitungsberichte von dem fragwürdigen Feldrauen, der ein Pferd ausspannt und es sofort für 1000 Mark verkauft, wenn er es nicht vorzieht, es durch Missethäter zu üben und dann an den Hofschläger zu verschachern! Oder von den entwendeten Feitgännen, dem heimlich bei Nacht

abgeschlachtet und über die Stelle geschafften Fettschwein! Man lieft darüber hin, wie über andere Greuel, um sie in dieser Zeit der gehäuften Schrecken bald wieder zu vergessen.

Ein anderer Gesicht, Blut und Leben gebühnen freilich diese Greueltate, wenn sie uns von neuen gläubwürdigen Bekannten als selbsterlebte erzählt werden. Wenn ich weiß, wie der Dorfschullehrer selbst im Schwelge seines Angehörigen sein Korn gemäht hat, um dem andern Tages das leere Feld vorzutreiben — oder wie der Bärenreiter unter unglücklichen Mähen das Schweinegeln ausgelesen und es gerade zur Schwelgreife gebracht hat, was eine Forderung für den Winter bedeutete, und dann den Stummer erleben muß, daß es wenige Tage vor seinem festgesetzten Ende durch Bubenhand geschlachtet und geschoben wurde — dann wird das Geschelene gräßliche Wirklichkeit, die mir das Herz in Mitleid erlähren, zugleich aber den Jörn ausloben läßt über den furchtbaren Tiefstand unserer Volksmoral, der Raub und Plünderung als etwas Selbstverständliches erscheint. Die am Tage gebuddelten Kartoffeln werden nächste gestohlen, nicht von einzelnen in geringen Mengen, für die die Entschuldigung des „Mundraubes“ noch in Frage kommen könnte, sondern von ganzen Bänden in Mengen ungeheurer Jentner. Die Weisel auf den Wännen, deren Reifen der Besitzer schneidlich erwartet hat, sind vorgefirt. Die Gans, die über die Dorfstraße wackelt, gehört dem, der sie am flackeren ergriff, ihr den Hals umdreht und sie in seinem Stuckad verheilt läßt. Sege dich betleide nicht zur Wehr, wenn du als Eigentümer den Greuel mit anfiehst, sondern erinnere dich daran, daß der Räuber auch vor Schlämmern nicht zurückzuckt und die sehr leicht den geladenen Revolver in bedenklicher Nähe vor die Stirn halten könnte. Bedenke, daß dieses lebenswichtige kleine Spielzeug jetzt zur Ausstattung des kleinen Mannes gehört, und überhäufig in Aktion tritt — trotz jeden Waffens verbotes.

In der Praxis ist dieses ja schon ausgehoben worden, denn man hat die Landente jetzt z. T. bemänt, um ihnen wenigstens die Möglichkeit der Notwehr zu geben. Man hat ihnen den Gebrauch der Waffe beigebracht, sie angewiesen, bei Entdeckung eines geplanten Einbruchs nicht etwa durch die gestohlene Haustür zu schließen, sondern direkt durch die Fensterhebel Friedliebende Männer werden auf ihre alten Tage zu Schwelstählen ausgebildet, um so wenigstens ihr Eigentum gegen räuberisches Gesindel schützen zu können. O Deutschland, wohin ist es mit dir gekommen! Wo ist der Siegfried, der die Draehenbrut seinen inneren Feinde zerritt!

Für den Haushalt.

Man reinigt Desslachen mit heißen Seifenwasser und Zerkah von Soda. Dann gibt man kleine Stücke guten Tischpapiers in die Pfanne, gießt mehrmals neues heißes Wasser darauf und wiederholt das mehrere Male. Die Fettspuren werden von dem Tischpapier aufgelosen. Man kann Desslachen auch dadurch sauber bekommen, wenn man sie mit kleingeschnittenen rohen Kartoffeln füllt und einige Tage stehen läßt. Darauf spült man sie mit klarem Wasser tüchtig nach.

Um den Geschnad des amerikanischen Schweinefleisches (Speck) bedeutsam zu verbessern sollte es jede Hausfrau zunächst gründlich mit warmem Wasser abwischen. Darauf 12 Stunden in kaltes Wasser legen, dem etwas aufgelöstes übermanniglaures Kalz beigefügt ist, sodas es eine helle Farbe erhält. Sobald es sich entfärbt hat, also gelblich geworden, ein Zeichen da ist, daß es den schlechtem Geschnad des Fleisches befreit ist, wird es nodma durch frisches, helles Wasser erseht und schließlich noch in klarem Wasser bis zum Verlauf der zwölft Stunden wässern gelassen. Das so behandelte Fleisch ist von frischem Schweinefleisch im Geschnad nicht zu unterscheiden und kann mit einer nelkenbestekten Zwiebel geschalt, oder getraen, als willkommenes Beilage zu den verschiedensten Gemäen dienen. Sehr gut wird es aber auch durch Räuchern beim Fleischer zu Speck für den Winter umgewandelt.

Fleisch mit Schweinefleisch. Einhalb Pfund Schweinefleisch (aus amerikanisches) wird mit einer nelkenbestekten Zwiebel, etwas Salz und einem Stücken Lorbeerblatt, soote

